

C.A. Loosli : Anstaltsleben

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 49

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

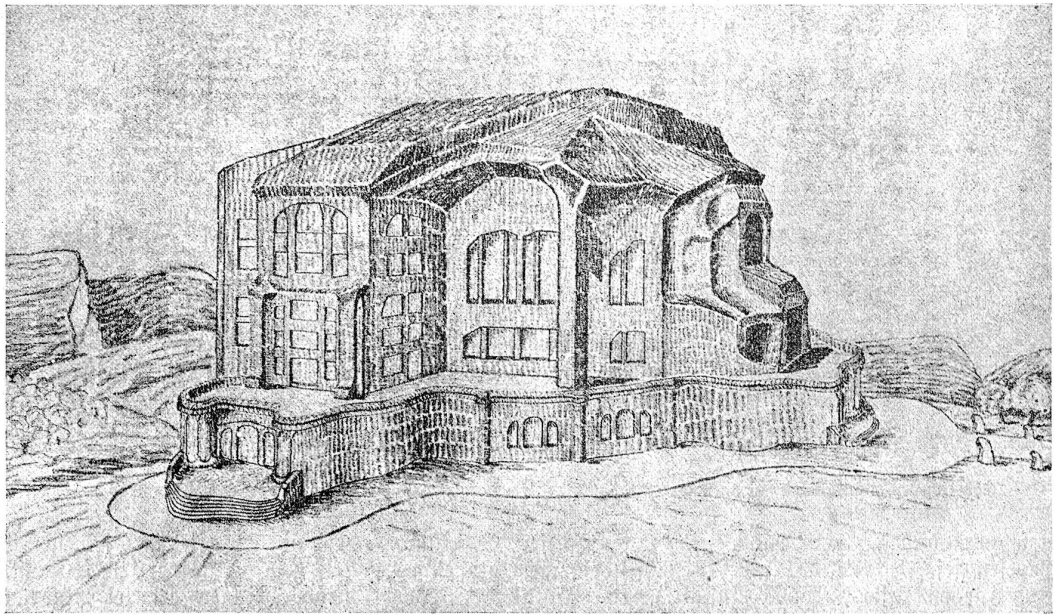
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Artikel zitiert das Gutachten der Sektion Solothurn des S. Z. N. Dieses findet, daß die Grundrissdispositionen „einen guten Eindruck“ machen und „von großem Studium und guter Kenntnis der Anforderungen, die an ein solches theaterähnliches Gebäude gestellt werden müssen“, zeugen. — Der Grundriß, den wir hier (auf S. 685) reproduzieren, läßt erkennen, daß es sich um einen ausgesprochenen Theaterbau handelt mit einer großen Bühne und daran anschließenden Ankleideräumen und Magazinen und einem ansteigenden Zuschauerraum für zirka 1000 Personen. Unter diesen Haupträumen im Parterre und ersten Stod finden noch Garderoberräume, Bureaux, Versuchsbühne und Vortragsäle Platz. —

Dasselbe Gutachten stellt fest, daß die ganze Ansiedelung der Antroposophen einen einheitlichen Charakter trage und wegen ihrer beträchtlichen Entfernung von Dornach und Arlesheim als isolierte Baugruppe aufzufassen sei; ferner: daß sich der Bau, aus größerer Entfernung betrachtet, nur als Silhouette präsentieren werde und zwar angepaßter als die Kuppeln des ersten Baues.

Die Redaktion der „Bauzeitung“ unterstreicht diese bessere Wirkung des Betonbaues und fügt bei, daß durch geschickte Farbgebung und durch Baumanpflanzungen ringsum, auch durch Verankerung des Mauerwerkes, beispielsweise mit den hochwachsenden Ampelopsis, vieles noch „gerettet“ werden könnte. Die antroposophische Architektur als solche lehnt auch sie entschieden ab. Aber sie läßt auch durchblicken, daß es nicht die Art des Schweizer Architekten sei, gegen

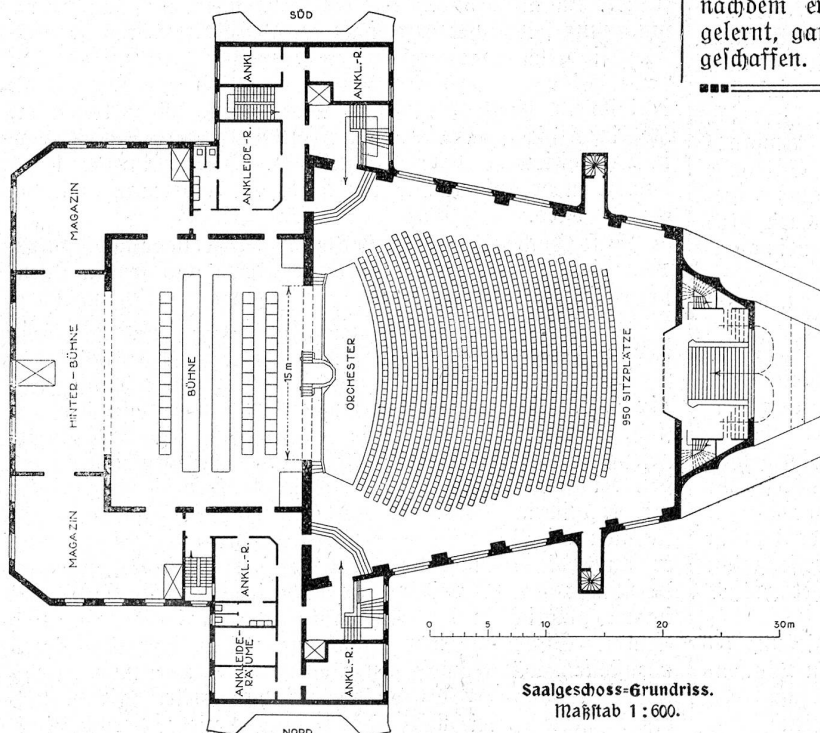


Das zweite Goetheanum in Dornach.

eine neu auftretende Architektur, nur weil sie mit dem Uebernommenen bricht, das Anathema auszusprechen. Ein Neues müsse immer Zeit haben, sich zu bewähren.

Wir möchten uns dieser Ansicht anschließen. Dr. Steiner hat sich in der „National Zeitung“ selbst über die Frage geäußert. Sein Artikel klärt über vieles auf. Wenn die Antroposophen wirklich glauben, so und nicht anders bauen zu können, so muß man ihnen das glauben und ihnen selber dafür die Verantwortung überlassen; entweder dringen sie wirklich mit ihrem neuen Stil zur allgemeinen Anerkennung durch, wie es ihnen gelungen ist, sich auf dem Gebiete der Pädagogik (Waldorfschule) oder Medizin die Achtung der Sachverständigen zu verschaffen, oder sie blamieren sich zu ihrem eigenen Schaden. Das Landeswohl scheint uns da nicht auf dem Spiele zu stehen. Uebrigens hat Dr. Steiner seinen Irrtum betreffend den Kuppelbau in seinem Artikel schon leise zugegeben; den Betonbau habe er jetzt, nachdem er die Dornacher Umgebung kennen und lieben gelernt, ganz anders aus dem Geiste der Landschaft herausgeschaffen.

H. B.



Saalgeschoss-Grundriss.
Maßstab 1:600.

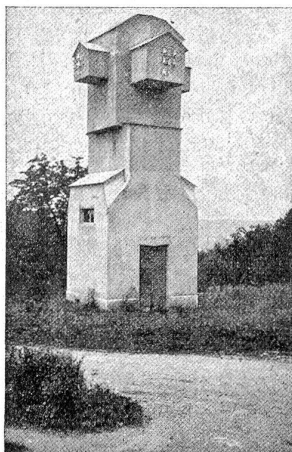
C. A. Loosli: Anstaltsleben.

Betrachtungen und Gedanken eines ehemaligen Anstaltszöglings. *)

Ein Aufsehen erregendes Buch! Viele werden es verärgert weglegen, weil es ungerecht sei, Institutionen, wie unsere Erziehungsanstalten, auf die gleiche Stufe zu stellen mit dem Krieg, der Prostitution, der Folter und der Sklaverei. Loosli braucht starke Worte, die Auswüchse der Anstalts-erziehung zu geißeln. Begreiflich, daß bei dieser Betrachtungsweise auch die Anstalts-vorsteher und -lehrer, sowie die Aufsichts-behörden im allgemeinen schlecht wegkommen und daß er für Aufhebung der sogenannten Erziehungsanstalten plädiert und an ihre Stelle ein „ausgebautes“ Verdingssystem legen möchte.

Man werde ihn der Uebertreibung bezichtigen, behauptet Loosli; aber nur der könne ein richtiges Urteil über die Anstalts-

*) 1924 Pestalozzi-Fellenberghaus Bern.



Vom zweiten „Goetheanum“ in Dornach: Wirtschaft. — Transformatorhäuschen. — Doppel-Wohnhaus (Eingang).

erziehung haben, der selbst ein Opfer dieser Erziehung gewesen sei. Loosli hat als 47-Jähriger seinen glühenden Haß gegen alles, was Anstalt und Anstaltserziehung heißt bis auf den heutigen Tag in ungemilderter Stärke aufrecht erhalten. Er will sich mit seinem Buch einer Gewissenspflicht entledigen und den unschuldigen Märtyrern ein bereiteter Anwalt sein.

Der Schreiber dieser Zeilen ist auch ein ehemaliger Anstaltskub, und hat während neun Jahren die Anstaltserziehung „genossen“. Ich kann also aus Erfahrung reden und mir ein eigenes Urteil bilden, wenn auch (als 65-Jähriger) viele Eindrücke verblaßt sind.

Man unterschied damals Erziehungsanstalten und Besserungsanstalten. Ich war Zögling einer Erziehungsanstalt, weil mir frühe beide Eltern, liebe, brave Eltern gestorben waren. Das war mein Verbrechen.

Ich mußte mich dem Leser vorstellen, um mich zu legitimieren, in der Frage der Anstaltserziehung ein Wort mitzusprechen zu dürfen. Ich erlaube mir das um so mehr, weil ich den Erzieherberuf erwählte und während 43 Jahren diesem schönsten aller Berufe diene.

Ich habe es als Lehrer und Mitglied von Armenbehörden immer zu verhindern gesucht, wenn ein Kind in eine Anstalt versetzt werden sollte, nur weil es keine Eltern mehr hatte. Mit diesem Satz wäre eigentlich alles gesagt und mein Urteil über die Erziehungsanstalten gefällt. Doch, es sind bald 50 Jahre her und manche Eindrücke sind verblaßt und zum Teil vergessen. Immerhin habe ich, schon von Berufes wegen, die Entwicklung des Anstaltswesens aufmerksam verfolgt die Jahre hindurch. Ich habe dabei den Eindruck gewonnen, daß sich doch manches geändert hat, daß da und dort an Stelle der frühern brutalen Anstaltserziehung eine humanere Erziehungsmaxime angewendet wird.

Ich möchte darum, was früher gefehlt worden ist an den Anstaltskindern, nicht der heutigen Erziehergeneration aufs Kerbholz schreiben. Loosli hat in seinem Buch die Verhältnisse geschildert, wie sie wirklich waren. Meine Beobachtungen und meine persönlichen Erfahrungen aus früherer Zeit decken sich im allgemeinen mit denen meines Leidensbruder Loosli, den ich leider nicht persönlich kenne. Looslis Buch ist ein mutiges Buch, weil er sich nicht scheut, auch die trassesten Fälle einer verfehlten Anstaltspädagogik bloß zu legen. Ich hätte nur gewünscht, wenn er das in etwas ruhigerer und weniger leidenschaftlicher Weise getan hätte. Die Wirkung wäre bei manchem Leser sicher größer gewesen.

Die Aussezungen, die wir an der Anstaltserziehung zu machen genötigt sind, treffen weniger die städtischen Waisenhäuser in Bern, Burgdorf, Thun u., deren Zöglinge sich meistens aus den besser situierten Gesellschaftsschichten rekrutieren und wo die Aufsicht eine strengere war, als vielmehr die meist abgelegenen Anstalten, wo die Aufsicht öfters sehr zu wünschen übrig ließ.

Die im Anstaltssystem liegenden Fehler lassen sich beim besten Willen nicht alle ausmerzen, auch vom besten Vorsteher nicht nicht. Loosli anerkennt dies auch in seinem Buch „Anstaltsleben“. Wir möchten nur auf einige Schwierigkeiten der Anstaltserziehung hinweisen mit etwas andern Worten,

als es Loosli in seinem Buche tut. Die Zöglinge, aus den verschiedensten Altersstufen und Umgebungen stammend, bringen allerlei Eindrücke, Gewöhnungen und Meinungen mit, die auch dem erfahrensten Lehrer manchmal verborgen bleiben und die jeden Augenblick mit der Anstaltsordnung, mit der militärischen Disziplin in Konflikt geraten. Ist die Anstalt einem unfähigen „Pädagogen“ anvertraut, der sich nur kraft seiner physischen Ueberlegenheit die nötige Autorität zu verschaffen weiß, so züchtet sie eben nur Knechtesseelen, Lügner, Angeber und Rohlinge heran. Was anders, wenn die ältern Zöglinge an dem Beispiel ihres „Vaters“ sich „emporbilden“, während die feineren Naturen (solche gibt es auch in Anstalten) und die Schwachen infolge Mißhandlung durch den „Vater“ und die ältern Zöglinge ein elendes und erbarmungswürdiges Leben führen, oder schließlich einen Teil des Geistes der Rohheit, der Verfolgung, den sie um sich herum wahrnehmen, auch aneignen! Ich muß bekennen, daß ich auch lange Jahre hindurch einen bitteren Haß gegen einen Anstaltsvorsteher und gegen einen Hilfslehrer mit mir herum trug, weil beide ausgesprochene Prügelpädagogen und Bildungsschuster waren.

Wir müssen Loosli auch beistimmen, was er über die frühere Anstaltsordnung und die Ordnungsorgane sagt. Ordnung muß sein; aber je strenger die Vorschriften sind, je peinlicher sie gehandhabt werden, je grausamer die Ahndung der Uebertretungen dieser Anstaltsordnung sind und je mehr die individuelle Freiheit gehemmt wird: um so mehr treten die Zöglinge, die ja nicht schlimmer sind als andere Kinder auch, in Opposition zu dem Anstaltsgeist. Die Erfahrung lehrt, daß, je mehr äußerlich regiert wird, um so weniger innerlich erzogen wird.

Und doch sollte der Endzweck der Erziehungsanstalten eben die Erziehung zu braven, freien und frohen Menschen sein und nicht zu Sklaven, die immer geführt und durch Verbote „erzogen“ werden. Das gibt die unfreien, unfrohen, stets gehemmten Menschen.

Als Anstaltsvorsteher und -lehrer eignen sich nur Erzieher, die von selbstverleugnender Liebe durchdrungen sind, Erzieher, die an Stelle der Polizei- und Disziplingesetze ein zutrauensvolles Verhältnis zwischen ihnen und den Kindern herzustellen vermögen, so daß sie zum Vater mit kindlichem Vertrauen aufblicken können und ihn nicht fürchten wie die Juden den alttestamentlichen Gott, weil er auch die kleinste Uebertretung der Anstaltsgesetze erbarmungs straft. Leider war man im Kanton Bern nicht immer glücklich in der Auswahl der Anstaltsvorsteher und -lehrer. Statt in erster Linie auf erzieherische Qualitäten abzustellen, wählte man den tüchtigen Dekonomen, der möglichst viel aus der Landwirtschaft herauswirtschaftete, und erst in zweiter Linie wurde der tüchtige Erzieher berücksichtigt.

Was Voosli über die Ernährung der Anstaltskubehen schreibt, kann ich nur bestätigen. Allerdings sind die Menus, die in Vooslis Anstalt serviert wurden, geradezu üppig zu nennen gegenüber denen, die man uns aufstellte. Neun Jahre lang zum Nachessen immer dieselbe wässrige, elende Kartoffelsuppe zu essen, erträgt nicht jeder. Ich ertrug es auch nicht und bin infolgedessen neun Jahre lang ohne etwas zu Nacht gegessen zu haben, schlafen gegangen. Das Brot wurde in homeopathischer Dosierung verabfolgt. Wir litten tatsächlich Hunger, und unser ganzes Denken ging darauf hinaus, uns Nahrung zu verschaffen, auch wenn es auf unrechtmäßige Weise geschah. Man kann sich die Wirkung einer solch ungenügenden Ernährung auf den Körper denken, der bei der schmalen Kost und der angestrengten körperlichen Arbeit und dem Maximum des Körperaufbaues ein Minimum von Nahrung erhielt.

Hier hat die Anstalt schwer gefündigt. Hätte man eine Statistik über die Sterblichkeit unter den ehemaligen Zöglingen gewisser Anstalten, man würde erschrecken.

(Schluß folgt.)

Wunsch.

Einmal, wenn die flinken Schwalben
Wieder durch die Lüfte segeln,
Wenn aus taubetränkten Auen
Tubelnd Lerchen sommwärts steigen,
Möcht' ich wieder in dein Auge
Blicken — in den Märchenspiegel,
Möcht' in deiner Seele gründen,
Ob die Sehnsucht drinnen schlummert. —

Einmal, wenn des Mondes Sichel
Silbern durch den Himmel gleitet,
Durch die Nacht mit leisem Schläge
Frieden seine Schwingen breitet,
Möcht' an deinem weichen Busen
Weinend ich die Stirne bergen
Und von deinen Blütenlippen
Mir ein heilig Feuer trinken.

Einmal, einmal kommt das Ende,
Da ich muß von himmen wallen,
Müde aus dem Leben scheiden,
Einsam muß zu Grabe steigen.
O, dann möcht' ich, daß die Hände,
Die mich oftmals lieb betreuet,
Meine Lider lachte schließen
Und sich falten zum Gebete. —

Erwin Schup.

Das letzte Stück.

Von Fritz Müller, Zürich.

Als Anna ihre Aussteuer fast beisammen hatte, bramte das Haus nieder. Am Abend vorher hatte sie noch an dem letzten von zwölf Rissenüberzügen genäht — es war das letzte Stück ihrer Aussteuer. Dann kam das Feuer in der Morgenfrühe, mitten hinein in einen Zukunftsraum der Anna. Die Stallmagd hatte die Laterne umgeworfen neben einer Strohhgarbe. Und dann ging alles mit einer fürchterlichen Schnelligkeit — Geschrei — Feuer — Rauch — die erschreckten Menschen — der Nachbarn vergebliches Löschchen. Und am Ende dieser Reihe stand der Trümmerhaufen mit dem verkohlten Gehälf, das gegen den Himmel starrte. Davor Anna.

Da drinnen lag ihre Aussteuer. Was das ist — eine von eigener Hand genähte Aussteuer — das wissen ja die Städter nicht. Die Stadtbraut geht zu Meyer & Cie. in der Kaufingerstraße, mit einem langen Zettel in der Hand. Da steht alles drauf. Diesen Zettel gibt sie ab. Und dann kriegt sie eine Faktura mit Franken poundsovieel, zahlbar

netto Kassa ohne Skonto, und die Aussteuer wird ihr fix und fertig in sauberen Kartons ins Haus geliefert. Einen Tag vor der Hochzeit, wenn es so gewünscht wird. Und die Tischtücher sind affurat gefalzt. Kein Fehler ist an den glatten Rissenüberzügen. Sogar rosa Bändchen sind durch den Halsbesatz der Hemdlein gezogen. Aber das Leinenzeug ist seelenlos in der Fabrik gewebt, und die rosa Bändchen hat eine im Taglohn bezahlte fremde Hand gleichgültig durchgezogen...

Wo hingegen Anna ihre Ausstattung handgemacht war vom ersten bis zum letzten Stück — nein, bis zum vorletzten Stück, denn das Feuer kam ja aus, bevor das letzte Stück beendet war. Jedes Stück, das kleinste wie das größte, war hundertmal durch Annas Hand gegangen. In jedes Stück hatte sie ein Stücklein Brautfreude mit hineingenäht. Und auch, wenn das Stück fertig war, waren Annas Finger immer wieder und wieder darübergeglitten. Viebkosend und voller Zuversicht. Dann ging sie wieder rasch in ihre Arbeitskammer zurück, wo das Leinen unter ihren fleißigen Fingern raschelte und rauschte...

Und jetzt war das alles hin. Und nicht nur das. Ihr Heim lag auch in Asche. Ihre Eltern wurden arm. Ueber Nacht. So rasch ging das, so rasch. Auch was jetzt darnach kam, folgte Schlag auf Schlag.

Zwar, Kuedi, ihr Verlobter, blieb getreu. Und so trug Anna leicht das übrige: daß ihre Eltern zu Verwandten gehen mußten — daß sie selber die Heimat mit der Stadt vertauschen mußte — einen Dienst antrat, im Warenhause, wo sie erst die Böden fegte, um schließlich aufzurücken zu dem Posten einer Verkäuferin.

Eine fröhliche Zeit war das für die Bauertochter nicht. Aber es fiel ihr nicht ein zu jammern. Bauern jammern nicht, wenn ein Stück vom Leben in die Brüche geht. Sie schaffen an dem andern, heil gebliebenen Stück weiter. Unverbroffen und mit der stetigen Art, womit sie ihre Sense durch das Kornfeld gehen lassen oder ihre Hühner füttern.

Das heil gebliebene Stück war für Anna ihre Liebe zu Rudolf. Für die schaffte sie, für die sparte sie. Für die versuchte sie, sich in der fremden Stadt zurechtzufinden. Leicht war das nicht. Die feste und gerade Bauertochter war nicht geschmeidig genug dazu. Sie stieß da und dort und mußte die Zähne gut zusammenbeißen. Aber mit einem Ziel vor Augen ging das schon.

Das Ziel war die Hochzeit mit Rudolf. Reich war Rudolf selber nicht. Knapp würden seine ersparten Franken reichen, um ein Stücklein Land zu kaufen. Auf dem Land bestand er. Rudolf auf dem Land, wie Anna auf der Aussteuer, die sie in der Stadt sich Stück für Stück verdiente.

Wie? Das sei die rechte Liebe nicht? Aber was wissen wir Städter von der rechten Liebe auf dem Lande? Die ist noch lang nicht schlecht, wenn sie die eigne Scholle unter den Füßen und die gefüllte Wäschekammer vor den Augen haben will. Auf dem flachen Lande steht kein anderes Bollwerk vor der lebenslangen Knechtsfron als die eigenen Ackerhollen und gefüllte Truhen — in der Stadt dagegen hundert andere Dinge.

„Liebe Anna! So, jetzt habe ich den letzten Hunderter beisammen für den Acker und das Häuschen, und wenn Du bald Deine Aussteuer auch beisammen hast, dann...“ schrieb Rudolf.

Darauf, freilich, mußte Anna schreiben, daß sie noch nicht fertig wäre mit der Aussteuer, daß es halt gar „soviel langsam ginge mit dem Sparen in der Stadt“, aber in zwei Monaten oder drei...

Und dann knappte sie sich das Abendbrot jeden zweiten Tag ab, damit es schneller ginge. Dabei hatte sie noch extra einen Vorteil. Sie bekam die Sachen in dem Warenhause, wo sie war, nicht unbedeutend billiger. Und jeden Samstag konnte sie ein Stück oder zwei erstehen.

Sie hatte nicht mehr ganz dieselbe Freude wie das erstemal. Es waren diesmal eben gekaufte Sachen, fix und